

Die Schweizergardisten.

Historische Erzählung von J. D. Ganten.

Im Sommer des Jahres 1673 hielt sich König Ludwig XIV. von Frankreich, damals noch jung, heiter und sehr vergnügungsfähig, mit dem gesammten Hofstaat zu Fontainebleau auf. Das prächtige Schloss zu Versailles war damals noch im Bau befindlich und konnte also noch nicht in ihm bewohnt werden. Auf einer Warte im Park sahen eines Abends zwei Schweizergardisten, welche gerade keinen Dienst und dies füllen, lauthallen, um über ihre persönlichen Angelegenheiten miteinander vertraulich zu sprechen. Beide waren ganz jeztliche Schweizerische Landleute, nämlich Appenzeller, und von frühesten Jugend auf miteinander sehr befreundet. Joseph Schwendi stammte aus Gais, der andere, Rudolf Heibegg, aus Appenzell selbst.

Gemeinsam hatten sie von ihren Angehörigen in der Heimat Briefe und eine Kiste erhalten, in welcher sie entsprechende Appenzeller Rufe und auch ein Alphorn fanden, letzteres für Schwendi bestimmt, der sich vor dem hohen Rufe erwarpen im Appenzeller Ländle als bester Alphornbläser des nationalen Ruhmes. Heißt Bedenken nach dem geliebten Instrument hatte er oft empfunden und deshalb sich daselbst nachsichten lassen. Heute Abend in der Dämmerung will ich nach langer Zeit wieder einmal den Ruhmeigenen blasen, aber etwas mehr drücken im Park, sagte er heiter gestimmt. Ein neugieriger, ob ich's vermerkt hab'. Glaub's aber nicht; ich kann's wohl noch eben so gut wie damals zu Hause auf der Alp. Es wird auch dich freuen, Rudi, wenn ich dich damit an die liebe Heimat erinern und deinem Geruch eben so wohlthun kann wie deinen Ohren.

„Will's hoffen,“ versetzte sein Freund heiter. „Und wenn es dann so übermächtig über mich kommt, das Schweizer Heimweh — nun, so mag's drum sein, dann mach' ich mich bei passender Gelegenheit davon, denn anders komme ich doch nicht von hier los. Herr v. Salis, unser Oberst, mit dem ich erst heute Morgen gesprochen hab', sagte mir, daß für mich nicht daran zu denken sei, den gewünschten Abschied zu bekommen. Ich müßte die sieben Jahre, wozu ich mich verpflichtet, redlich abgeben, umform, da es vorausichtlich bald wieder Krieg geben würde, und der König selbst mit in's Feld zu ziehen gedenke, in welchem Falle natürlich die Schweizergarde ihn begleiten müßte.“

„Du denkst also an's Desertieren?“ „Seitdem ich den letzten Brief erhalten hab', denke ich nicht anders. Der alte Sutter, der mir seine Tochter Therese nicht geben wollte, weshalb ich aus reiner Verzweiflung mich anwerben ließ für die Schweizergarde des Königs von Frankreich, ist kürzlich auf der Gemengung getüzt. Jetzt ist da also kein Hinderniß mehr; die Mutter hat nichts dagegen, ich kann die Therese bekommen und den schönen Senhof noch dazu.“

„Es ist himmlisch!“ hauchte in schwärmerischer Ekstase die Herzogin von Orleans. „Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß es solch merkwürdige Musik überhaupt geben könne,“ bemerkte eine der Hofdamen, die selbst als sehr musikalisch bekannt war. „In der That, sehr wunderbar,“ gerüßte Seine Majestät zu bemerken. „Es wird wohl eine neue Ueberraschung von Lully sein. Man rufe ihn!“ Der Kapellmeister erschien sofort. „Nun, lieber Maestro, geben Sie uns Musik!“ „Nun, lieber Maestro, geben Sie uns Musik!“ „Nun, lieber Maestro, geben Sie uns Musik!“ „Nun, lieber Maestro, geben Sie uns Musik!“

Er verdiente übrigens bald noch viel mehr Geld damit. Denn der originale Appenzeller Rubigen, nachdem er einmahl bekannt geworden und beson- derlich in der That der Damen gefunden, hatte so viel Interesse erregt, daß man fortan ihn öfter zu hören wünschte. Er kam für einige Zeit in Mode. Wurden noch reizen und vornehmen Herrschaften Paris- und Gartenfeste veranstaltet, so lief man häufig Joseph Schwendi dazu, um mit seinem Alphorn durch den Vortrag des Rubigen dieselben zu verschönern. So verdiente er sich auf solche Weise ein Sparwüchsen von einigen hundert Louisd'ors. Bei seinem Freunde und Kameraden Rudi aber wurden das Heimweh und die Sehnsucht nach der geliebten Theres im Appenzeller Ländle immer mächtiger und überwältigender, wenn Schwendi so schön die vertrauten heimathlichen Töne blies. Außer der Schweizergarde befanden sich derzeit auch noch einige andere Schweizerregimenter in französischem Solde und unter deren Mannschaften auch manche ehemalige Sennhiten und Alphornbläser. Diese ließen sich nun auch Alphörner aus der Heimat schicken und bliesen dann ebenfalls, so gut sie konnten, den Rubigen, nicht nur den Appenzeller, auch noch andere. Das ging so einige Zeit sehr gut und schön — dann aber sollten höchst verhängnisvolle Folgen daraus entstehen.

Im Mai 1674 zog König Ludwig XIV. in Person mit seinem Heere in's Feld, um die Franzen v. Comis zu erobern, welche damals noch nicht im französischen Besitze war. Der Feldzug war kurz und siegreich für die französischen Waffen. In wenigen Monaten wurden die Städte und Festungen des Landes erobert, dann der Geschicklichkeit der französischen Generale, die aber selbstverständlich dem Könige den ganzen Kriegsrühm überließen, dem zu Ehren die begehrtesten und siegesjubelnden Pariser als halb mit großen Rosen einen neuen Triumphbogen in der Hauptstadt errichteten, nämlich die sogenanntte Porte Saint-Martin. Auf dem großen Frontrelief dieses Triumphbogens ist König Ludwig dargestellt als Herculius mit einer ungeheuren Keule, dem nach Besancon, also nahe an das Zurich des Schweizergarden, auf's Haupt tritt. Während dieses Krieges gelangte das königliche Hauptquartier, bei dem sich die Schweizergarde befand, auch nach Besancon, also nahe an das Zurich des Schweizergarden, auf's Haupt tritt.

„Nun, lieber Maestro, geben Sie uns Musik!“ „Nun, lieber Maestro, geben Sie uns Musik!“ „Nun, lieber Maestro, geben Sie uns Musik!“ „Nun, lieber Maestro, geben Sie uns Musik!“

Der Offizier schritt arglos und gleichgültig weiter. Als seine Schritte verhallt waren in der stillen Straße, stieg Sepp einen leisen Pfiff aus. Sofort wurde gegenüber in dem Häuschen die Thür geöffnet; ein stiller Mann erschien und schlüpfte über die Straße. „Ist die Luft rein?“ flüsterte er. „Alles sicher! Nur rasch an's Werk! Ich beobachte die Straße.“ Mit einem Dietrich öffnete der Schloffer geschickt die äußere Thür des Gefängnisses und schlüpfte dann hinein. „Hörst du ja keine Blendlaternen mitgebracht,“ flüsterte Sepp. „Die brauchst du nicht, kann mich auch im Dunkeln drinnen durchfinden.“

„Es ist die erste Thür links.“ „Weiß schon. Kenne das Lokal. Habe schon selbst darin gebrummt, als ich einmal einen kleinen Verdruß gehabt habe mit der hohen Obrigkeit.“ In kaum einer Minute öffnete er auch brinnen das zweite Hürschloß. Rudi kam heraus. Glücklich und wünschen ist er flüsternd dann wieder in seiner Wohnung. Die beiden Hürschlöcher eisten die Straße entlang und trafen an der Ecke einen Nachtposten an. „Gelangt gut heim!“ wünschte dieser leise. „Und kommt ihr zum Zurich, dann grüß den mit der jungen Weibchen zur Hofe!“ Wenige Minuten später kamen sie zur linken Wache, welche vertraulich flüsterte: „Glück auf den Weg! Grüß meine Freunde in Appenzell!“ Jetzt konnten sie querelnd laufen. Sie erreichten bald den Heustall, wo sie die Kleiderbüchel und Rudfäden fanden. Rudi kleidete sie sich um, verbergte ihre Uniformen in dem Heu und machten sich dann auf den Weiterweg. Es war eine warme und schöne sterrflare Sommernacht. In ziemlich Nähe loderten einige Maßfeuer, die zu einem Festlager der königlichen Truppen gehörten. Auch in allen umliegenden Dörfern waren Soldaten einquartiert.

Diese Dörfer mußten sie also sorgsam vermeiden, zuweilen die Landstrasse verlassen und abseits von den Bauernhäusern über die Felder schleichen. Einmal wären sie beinahe unterbrochen mit einer berittenen Patrouille zusammengestoßen, die sie jedenfalls angehalten haben würde. Glücklicherweise gelang es ihnen, noch eben rechtzeitig in ein Gehüß mit einem Schloß zu flüchten und der Gefahr zu entgehen. Unbesellig schlüpfen sie an dazu geeigneter Stelle durch die Reite der Vorposten. Reitschiff zwei Stunden nach ihrer Flucht hörten sie von Norden her zwei Kanonenschüsse, offenbar das Signal zu ihrer Verfolgung. Man mußte nun ihr Entweichen entbeden haben. Jetzt galt es also verdoppelte Vorsicht. Sie erreichten jedoch unangefochten, als der Tag zu grauen begann, einen Wald, der sich bis zu den Vorbergen des Jura hinzog, und waren glücklich in's Gebirge. Durch die gewöhnlichen Pässe burften sie nicht zu bringen versuchen, da diese ebenfals militärisch bewacht wurden. Auch hätten sie auf diesen Wegen leicht eingefangen werden können.

Zufällig trafen sie einen jungen Ziegenhirt, dem sie sich anvertrauten. Er sagte, daß er genau alle Schieferwege kenne, da er oft mit den Schmugglern gegangen sei, und erbot sich, gegen eine kleine Geldvergütung ihnen als Führer über das Gebirge bis an die Schweizergrenze zu dienen. Der Pfad war stellenweise sehr steil und beschwerlich. Doch wurden diese Schwierigkeiten eher sonderliche Mühe überunden von den beiden Appenzellern, die ja von Jugend an ebenfalls geübte Bergsteiger waren wie ihr Führer. Unangefochten überschritten sie die Grenze und befanden sich in Siderthel. Sie gingen die Landstrasse entlang und trafen im nächsten Dorf einen Fuhrmann, der sie auf seinem Wagen mitnahm bis zur nächsten Stadt. Dann segten sie mit mehr Gemächlichkeit die Reise fort. Getreulich richteten sie in Zürich den Gruß des Kameraden aus an die schöne Weibchen im Gasthaus zur Rose, wo sie einkehrten. Endlich gelangten sie wohlbekannt nach Appenzell, in die liebe Heimat. Rudi Heibegg wurde von seiner geliebten Therese mit offenen Armen empfangen. Auch Joseph Schwendi schloß etwas später eine gute Heirat und wurde dadurch ein wohlhabender Sennhofbesitzer. Er erzählte er in späterer Zeit seinen Kindern und Enkeln, den Freunden und Nachbarn von seinen Uebnissen und Abenteuern in Frankreich.

Türkische Moden.

Die Tracht der türkischen Frauen ist wie die der übrigen Europäerinnen der Mode unterworfen, und ganz unerkennbar ist es, daß die türkischen Damen sich in dem Schnitt ihrer Kleider immer mehr den Moden des Abendlandes nähern. Nach vor einem Jahrzehnt herrschte allgemein der weisse Mantel, der herabfiel, bei der Gestalt verhielte und keine weibliche Linie zur Geltung kommen ließ. Er war eine Art Uniform für die Straße, und der Unterschied zwischen reich und arm trat nur in dem Werth des gewählten Stoffes hervor. Große Farben galten für aufdringlich, vornehme Frauen trugen ihn nur in Schwarz oder Dunkelblau. Der immer weisse Schleier, Jaschmat, war auf dem Kopf und bedeckte dann das Gesicht in der Weise, daß die Augen ganz frei blieben. Im Frauengemach wurde der herabfiel und der Jaschmat abgelegt. Ungleich anderen Frauen, die sich für die Straße schmidten und für ihr eigenes Haus anspruchsvoll sind, zeigte dann die türkische Frau im Hause die reiche und züchtige Tracht, die wir von Modisten kennen, wie weisse Kleider, die an den Knöcheln gebunden sind, geflickten Gürtel und über dem Arm das den Oberkörper und die Hand bedeckende, ein farbiges in Gold oder Silber geflicktes Jäckchen, dem im Stil die Kappe entspricht. Die Strastracht war damals unschön, nur die Falten des Schleiers und die freien Augen boten dem Blick einen angenehmen Anblick.

Heute ist der herabfiel und der Jaschmat in aller Form verschwunden. Die türkische Dame trägt auf der Straße gewöhnlich ein prächtiges geflicktes Kleid, dem Serpentinsolankt und andere Epizentralitäten nicht fehlen. Darüber erscheint eine farbige Bluse, die wieder durch eine Art kurzer Pelicine mit Capote, die Reste des alten herabfiel, bedeckt wird, doch so, daß über den Händen ein Stückchen der Kermel der Bluse sichtbar bleibt. Diese Art der Kleidung zeigt die Gestalt kaum weniger, als bei unseren prächtigen Damen; dunklere Stoffe werden bevorzugt, doch sieht man im Sommer auch hellere Farben. Der Schleier ist schwarz gemordet, doch noch durchsichtiger, als es früher schon bei Frauen Sitte war, die einen aufmerksamen Blick ertragen zu können glauben. Dieser Schleier ist wie ein kleiner Vorhang an der Capote befestigt. Was besonders auffällt, ist der Einbruch, den türkische Damen jetzt häufig gegen das Gebot des Verschleiens erheben, und die gleichzeitigkeit mit der die Polizei dieser Art türkischer Frauenanzug aufweist. Früher waren es nur alte Dienertinnen, die gelegentlich ihre lebernen Gesichtszüge ungeachtet der Scham stellen, und wo die Polizei schleierlose Türkinen angieherender Art erbielte, hatte sie von Amts wegen gegen diese Verletzung einzuschreiten. Nicht selten wurden solche Frauen dann wegen zu durchsichtiger Schleier oder wegen eines Augenblicks ihrer Schleierrandung unter Bedeckung ausgesandt. Heute nimmt man an der Umgebung des Schleiergebots keinen Anstoß mehr, und allmählich kann man jetzt die Füße der türkischen Frauen in allen Abtheilungen der Schönheit und Hübschkeit genießen, ohne daß man an Verächtlichkeit der Trägerinnen zu denken hat.

Trotz aller einschränkenden Bestimmungen, die die Welt des Islams die alten Mauern ausbessern wollen, ist auch das Auftraten der türkischen Frau freier geworden. Bei Reisen auf europäischen Dampfern kann man sich davon überzeugen, wie sicher und selbstlos sich vornehme türkische Frauen auch in fremder Gesellschaft benehmen und doch dabei eine gewisse entscheidende Zurückhaltung beobachten können, die nun einmal zur guten Erziehung des Orientales beiderlei Geschlechts gehört. Die Mode der Frauentracht ist oft ein Spiegel der Kultur, und wenn man auch nur nach dieser Mode urtheilen will, so gelangt man zu dem Schluß, daß die türkische Frau allmählich zum Bewußtsein gelangt und trotz aller Hindernisse vorwärts strebt.

Intelligenter Neutru.

Ein sehr intelligenter Neutru war der Raze von Schomweg, der bei der Infanterie in Ulm diente. Der Feldwebel hatte Infanterie ertheilt über das Benehmen beim Schildwachen. „Wenn jemand kommt, so hat die Schildwache Feuer zu geben.“ — „Was am anderen Abend der Feldwebel sich von der wüthlichen Erfüllung des Dienstes überzeugen wollte, ging er an die Wache, die obige Raze bezogen hatte, vorbei, und Raze rief mit Aufgebot beider Lungenflügel: „Dreimal mer da?“ Der Feldwebel gab keine Antwort. Sofort zündete Raze ein Knüttelbischgen an und überließ es infanteriesmäßig dem verbrühten Feldwebel.

Aus Kindermund.

Das Sprichwort „Kinder und Narren sprechen die Wahrheit“ hat in nachfolgendem Vorkommnisse wieder einmal eine Bestätigung erfahren. Am 1. Mai fragte in einer Dorfschule bei Hohenburg ein Lehrer einen kleinen neu zugegangenen Schüler: „Was ist Dein Vater?“ — „Ein Sattler.“ — „Was machst er?“ — „Er taufte die Fußböden und macht Poßhahne davon.“ — Ein schallendes Gelächter drangen Schullehrer quillte diesen unfreiwilligen Witz des kleinen Zuhö-

Während vernahm man ganz seltsame Töne, die von außen herüberdrangen. Das klang so fremdbartig, so wehmüthig, so herzerregend, so ganz anders wie irgend eine sonst bekannte musikalische Melodie.

„Wahre wunderbare gauderolle Musik!“ flüsterten einige Damen. „Mir wird ganz eigenthümlich dabei zu Muth.“ sagte die Prinzessin von Anjou.

Das Heimweh und die Sehnsucht nach der schönen Theres hatten, seitdem er in Besancon lag, auch den Gardisten Rudolf Heibegg so gepackt, daß er sich zu der lange schon geplanten Desertion ebenfalls entschloß. In einer bunten Nacht machte er sich davon. Es gelang ihm aber nicht. Er wurde ergriffen, zurückgebracht und dem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. In der Wäse des derzeitigen königlichen Hauptquartiers befand sich

Das Heimweh und die Sehnsucht nach der schönen Theres hatten, seitdem er in Besancon lag, auch den Gardisten Rudolf Heibegg so gepackt, daß er sich zu der lange schon geplanten Desertion ebenfalls entschloß. In einer bunten Nacht machte er sich davon. Es gelang ihm aber nicht. Er wurde ergriffen, zurückgebracht und dem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. In der Wäse des derzeitigen königlichen Hauptquartiers befand sich

Der Wachposten beim Gefängniß wurde eben abgelöst. Joseph Schwendi zog ab. Ungebüldig barte er auf das Ergehen des Offiziers der Runde. Endlich kam dieser. „Niets Neues auf Posten?“ „Niets zu melden, Herr Leutnant.“ „Gut gute Nacht!“ „Zu Befehl, Herr Leutnant!“

Der Wachposten beim Gefängniß wurde eben abgelöst. Joseph Schwendi zog ab. Ungebüldig barte er auf das Ergehen des Offiziers der Runde. Endlich kam dieser. „Niets Neues auf Posten?“ „Niets zu melden, Herr Leutnant.“ „Gut gute Nacht!“ „Zu Befehl, Herr Leutnant!“

Der Wachposten beim Gefängniß wurde eben abgelöst. Joseph Schwendi zog ab. Ungebüldig barte er auf das Ergehen des Offiziers der Runde. Endlich kam dieser. „Niets Neues auf Posten?“ „Niets zu melden, Herr Leutnant.“ „Gut gute Nacht!“ „Zu Befehl, Herr Leutnant!“

Der Wachposten beim Gefängniß wurde eben abgelöst. Joseph Schwendi zog ab. Ungebüldig barte er auf das Ergehen des Offiziers der Runde. Endlich kam dieser. „Niets Neues auf Posten?“ „Niets zu melden, Herr Leutnant.“ „Gut gute Nacht!“ „Zu Befehl, Herr Leutnant!“